

Die Leute.

Novellette von Leo von Torn.

Fast auf den Tag waren es zwei Jahre, daß Sigild von Martwebe das mütterliche Haus verlassen hatte.

Ein herber Frühling wie damals. In denselben kleinen Vorpärchen, dessen Thür immer noch so scharf und federnd ins Schloß fiel, lag das dürre, braune Laub vom verflochtenen Jahr; aber weiße und blaue Crocus, welche hie und da anfragten, und die grün getupfte Heide am Gitter ließen erkennen, daß es seine Richtigkeit hatte mit dem Frühling.

Während die Aufwärterin — ein neues Gesicht, das Sigild nicht kannte — mit verdrossener Neugier an ihr vorbeischaute, um dem Kutscher die beiden Koffer abzunehmen, legte Sigild die mit grauem dänischen Leder besetzten Hände um je eine der rostigen Eisenstützen des Gitters und schaute einen Moment nachdenklich in das Gärthchen. Dann schauten die großen, merkwürdigen Augen Sigilds von Martwebe zu dem wie eine Loggia eingebauten Balkon auf.

Um die geschlossenen Lippen des jungen Weibes zuckte es herb, fast verächtlich. Daß man nicht einmal den Wein beschnitten hatte dort oben, das erschien ihr so unfreundlich, gleichgültig und nachlässig, so sehr ein Nachklang von früher und ein trostloser Vorgegeschmack ihrer nächsten Zukunft, daß etwas wie Feindseligkeit über sie kam. Und selbst — das erst gab ihr das rechte Heimathgefühl.

Mit dieser stillen, passiven Feindseligkeit hatte sie jahrelang dort oben gesessen und sich fortgesetzt, hatte den kleinen Garten gepflegt und das kleinbürgerliche Volk betrachtet, welches hinter den Garbinnen und Stores der gegenüberliegenden Fenster ihr Thun und Treiben beobachtete — alle Tage, die Gott werden ließ. Das würde nun wieder so sein. Alles Andere auch.

Und sie wappnete sich. Langsam stieg sie die drei Steinstufen zu der seitlich neben dem Vorgarten gelegenen Hausthür empor; dann über den engen Fluß, an dem altmodischen Thürschilde des Kanzleiraths Ohnesorg vorbei, die inarrende Stiege in den ersten Stock hinauf.

Das Entree stand offen. Frau Marie von Martwebe disponierte mit einer gewissen geräuschvollen Geschäftigkeit über die vorläufige Unterbringung der Koffer ihrer Tochter.

Den großen bringen Sie nur gleich nach oben, Frau Minne. Die Reisekoffer kann vorläufig in mein Schlafzimmer, falls die Frau Gräfin ihres Necessaires bedürftig. Ach, da bist du ja auch, mein Kind!

Mit einem kaum hörbaren, heiser klingenden „Guten Tag, Mama — drängte Sigild an ihrem Gepäck vorbei ins Zimmer. Dort stand sie ein paar Sekunden regungslos, in ihrem graueisen Reifemantel, dessen Reiterine weit über ihre schlaff herabhängenden Hände fiel. Mit einem einzigen Blicke umfahnte sie die alte aufgebogene Dürftigkeit um sie her — alles, wie es gewesen war, nur noch kleiner, enger als früher. Und diese Enge legte sich ihr plötzlich beklemmend um's Herz.

Mit einer raschen Bewegung entlegte sie sich ihres Mantels, trat in das Balkonzimmer und ließ ein Fenster auf. Ein bißchen mehr Licht und die spärlichen Geräusche der entlegenen Vorstadtstraße drangen in den mit billigen Portieren überladenen Salon. Drüben sah Frau Direktor Jintendorf auf ihrem Ausflug hinter den buntblühenden Fruchstern. Die drei Belpers, diese einförmige Frau mit ihren schmählichen, verwachsenen Töchtern, lagen im offenen Fenster, steckten die Köpfe zusammen und starrten aus großen Frageaugen ungenirt herüber.

Sigild war zu Hause. — Draußen fiel die Entree Thür in's Schloß. Gleich darauf trat Frau von Martwebe ein. Sie brauchte sich nun nicht mehr zu beherrschen. Mit ein paar raschen, großen Schritten eilte sie zum Fenster, um es zu schließen. Und dann sagte sie stöhnend, wie unter einer besonderen Anstrengung:

„Willst du die Schwach auf die Gasse schreiben, oder was sonst — daß du das Fenster öffnest? Auch war es nicht notwendig, daß du dich da unten aufstellst, damit die Leute dich ja recht besehen konnten!“

Die Leute — Sigild hatte vor dem Spiegel ihren Hut abgenommen und ordnete mit den schlanken, ringlosen Fingern ihre Strohhaare. In den zwei Worten, die sie hervorgerufen, fast ohne die Lippen zu öffnen, lag eine so unendliche Verachtung, daß Frau Marie nun wackelnd die Haltung verlor. Ihre Nasenflügel bebten, und an der Stirn und auf den Wangen zeichneten sich rote Flecken.

„Das sind die Leute“, rief sie fauchend hervor, welche meinen Gesellschaftskreis bilden und deren Anschauungen du dich nicht fügen mußt, wenn deine Thätigkeit nicht eine jener Ueberanstrengungen ist —“

Unter dem seltsamen Blicke ihres Kindes vollendete sie nicht. Die Hände läßt sie in den Schooß gelegt, folgte Sigild mit den mächtigen Augen den hastigen Bewegungen der Mutter, welche im Vorbeigehen das Telegramm vom Tisch geriffen und sich nun auf dem Sopha ihr gegenüber zurecht-

legte hatte. — „So erkläre mir also — was soll das?“ rief Frau von Martwebe, indem sie trampfhaft mit beiden Händen das Formular glättete.

„Das soll heißen, daß ich nicht mehr kann, Mama, und nicht mehr will.“ Sie sagte das völlig leidenschaftlos, als wären alle Argum'nie damit erschöpft.

Aber man heirathet doch nicht, um dabozugehen, wenn es Einem so gefällt!“

„Ich war noch nicht achtzehn Jahre, Mama, als du mir erklärtest, daß der Graf Charles Grode eine unerhört glänzende Partie für mich sei. Und dabei bleibst du, obwohl ich noch am letzten Tage deine Kniee umflammerte und zu dir schrie, daß ich den Mann nicht liebe, daß du mich bei dir behalten möchtest. Du meinst, ich wäre wohl nicht klug — und was die Leute sagen sollten —“

„So! Damit kommst du mir jetzt! Hast du damals, als ich dich zum ersten Male auf Olesens besuchte, mich nicht selbst erklärt, daß du dich wohl befindest als reichste Frau der Provinz!“

„Das war zwei Monate nach unserer Hochzeit — zu einer Zeit also, da selbst ein Charles Grode sich noch nicht in allen seinen Qualitäten zu entwickeln vermocht. Damals war ich noch nicht Mutter und hatte außer meinem Entsetzen keinen Rathsal dafür, wie dieser Mann mich behandelte.“

„Aber weshalb wandtest du dich nicht an mich oder an Herbert?“ rief Frau von Martwebe, indem sie die gerungenen Hände weit von sich auf den Tisch streckte.

„An dich nicht — weil ich kein Vertrauen zu dir hatte, Mama.“

„Aber was soll nun werden? Was —! Das Wenige reich doch kaum für mich; — Du weißt es ja, wie elend wir haben leben müssen! Und jetzt noch das Kind!“

„Daß ich dir mit dem Kinde nicht würde kommen dürfen, habe ich mir selbst gesagt. Ich habe es unterwegs bei Margot abgegeben. Sie wird es gern behalten, solange man mir das Kind überhaupt noch läßt.“

„Du warst in Austin!“ rief Frau von Martwebe, indem sie sich aufrichtete.

„Nur drei Stunden.“

„Und Herbert — was sagte er zu Deinem Schritte?“

„Ich habe ihn nur oberflächlich informirt können“, erwiderte Sigild, indem sie an einigen Rippen und Notaständern auf dem Klavier ordnete, aber er billigt ihn. Meine Schwester Margot dagegen ist deiner Ansicht.“

„Also meinst du, daß Herbert dich aufnehmen würde, wenigstens bis das Vergelte vorüber ist?“

„Ohne Frage — er hat es mir angeboten, aber —“

„Nun, Gott sei Dank!“ rief Frau von Martwebe aufathmend. „Dann sind wir vorläufig wenigstens das Gerede der Leute los.“

Sigild hatte die Hände gefaltet und näberte sich der Mutter.

„Behalte mich bei dir, Mutter! Ich bitte dich so innig ich kann! Wir theilen das Wenige, und ich will arbeiten: Ich kniee und flehe dich an: schide mich nicht nach Austin! Nicht dorthin! Nicht, Mutter — ihu's nicht!“

Frau Marie wandte sich achselzuckend ab. Während Sigild die letzten Worte immer und immer wieder vor sich hinschluchzte, zog ihre Mutter geschäftig die Vorhänge zu und zündete die Lampe an.

„Solch eine Verdrehtheit!“ schalt sie dabei empört vor sich hin. „Nicht ein bißchen Götze — und als ob die Leute gar nicht auf der Welt wären!“

Seit etwa fünf Wochen war Sigild in Austin. Ihr Schwager, der Domänenpächter Herbert Lenz, hatte sich der heillosen Anlegenheit mit so viel Eifer und Delikatessen angenommen, daß eine baldige Erledigung des Scheidungs-Prozesses zu erwarten war.

Auch sonst hatte man sich beruhigt. Nur Frau Margot Lenz schien sich noch nicht recht zufrieden geben zu können. Sie hätte eine solche „wilde Sade“, wie sie es nannte, niemals fertig gebracht — eher hätte sie sich prügeln lassen. Aber Sigild war schon immer tomisch gewesen.

Ebenso eigenförmig war sie jetzt nicht zu bewegen, sich mit ihrem Kinde zu begeben. Sie liebte es gütlich, das merkte man an der Art, wie sie es mit den Augen liebkoste, wenn man das kleine, strampelnde Ding in ihre Nähe brachte. Aber sie ging dem Kinde aus dem Wege, — gerade als ob sie sich seiner entwürden wollte.

blieben ist. Eben tunkte sie sich mit ihm auf den Grasflächen vor dem Hause herum, als Herbert Lenz aus der Thür trat.

Er trug die Ledermütze unter dem Arm, so daß die weiße Stirn zwischen dem kurz geschorenen, blonden Haar und den starken Brauen sich hell von dem kräftigen, gebräunten übrigen Gesichte abhob.

„Wo ist Sigi?“ fragte er. „Wichtige gute Nachrichten!“

„Was ihr so nennt —“ maule Frau Margot vor sich hin, indem sie die leibigen Löcher der Kleinen durch die Finger zog. Laut aber sagte sie: „An der jungen Bude, glaube ich. Sage ihr übrigens auch, sie möchte zu Tische kommen.“

Herbert Lenz schritt um das Haus herum in den Park. Als er das große Gitter der Palanquet passirt hatte, bog er in einen Seitenpfad ein, welcher zu einer mit Haselbüschen bestandenen Anhöhe führte. Dort oben ragte die „bunte“ Bude auf. Die Sträucher waren im Halbtreise um dieselbe gelichtet, und Licht an dem knorrigen Stamme lehnte eine Bank.

Als die Gestalt des Schwagers auftauchte, schielte Sigild zusammen. Während eine sitzende Möhre ihre Stirn bedeckte, erhob sie sich jäh.

„Heil dir, Sigi!“ rief Lenz, indem er Papiere, die er aus der Tasche gezogen, über seinem Haupte schwenkte. „Große Beschaft weis ich dir zu künden! — Aber erst, wenn Du ein vernünftiges Gesicht machst, kleine Frau!“ fügte er, aus dem tiefen Pathos fallend, hinzu.

„Ich bin schon vernünftig, Herbert“, sagte Sigild mit einem Lein, das sich, wenn man nur das Spiel der Mundwinkel sah, fast schmerzhaft ausnahm; aus dem tiefen Dunkel ihrer Augen aber hatte es sonnig aufgeleuchtet.

„Also, was hast du Neues?“

„Erstens mal“, sagte er heiter, „ist man nun bereit, den Trost in den von uns vorgeschlagenen Formen zu führen. Das bedeutet eine Bescheinigung um mindestens zwei Monate. Noch vor dem Gerichtsferien bist du frei!“ rief er, nun wieder ganz bei der Sache.

„Eine gute Nachricht, was?“

Sigild nickte tief aufathmend.

Jetzt hielt er ihr ein anderes Papier hin.

„Und hier — was sagst du dazu?“

Sigild warf einen Blick auf den kurzen, mit der Maschine geschriebenen Brief einer Redaktion. Dann griff sie mit beiden Händen danach. Jeder Zug in ihrem sonst so stillen, apathischen Gesicht war Nerv — und im nächsten Augenblick flog sie mit einem jauchzenden Aufschrei in Herberts Arme.

„Angenommen, du — angenommen! Das ist die Bestreitung!“ stammelte sie zwischen Weinen und Lachen. „Na also, Kleine!“ rief Herbert fröhlich, indem er ihre biegleiche Gestalt umfahnte und sie übermüthig herum-schwenkte. „Kriege ich nun einen Kuß oder auch wieder eine Tachtel, wie damals?“

Damit drückte er seinen Mund auf ihre Lippen — schnell, schon halb im Davonstreben, um der rächenden Hand auszuweichen, wenn er sie losließe.

Aber nichts dergleichen. Ihre Arme wankten, und sie wurde schwer in seinen Armen. Die Freude, das neuerwachte Hoffen gab wie mit einem Zaubersprache alles aus, was Sigild seit Jahren ihr herbverschlossener Leidenschaft für ihren Schwager empfunden hatte. Selbstvergessen sah sie aus halbgeschlossenen Augen zu ihm auf und lächelte ihm wieder.

Ein knackerndes Zwerge zu ihren Füßen schrekte sie auseinander. Einen Augenblick starrte Sigild, die Fingerringe fest an die Schläfen gedrückt, vor sich nieder. Ein Sammeln — ein Nachdenken und ein Entschluß. Dann ordnete sie mit ein, zwei Griffen ihr Haar und schritt an ihm vorüber.

„Du sollst auch zu Tische kommen, Sigi“, rief er ihr etwas kleinlaut nach.

Sigild kam nicht. Sie hielt sich eingeschlossen, bis zur Nacht. Dann verließ sie heimlich das Haus.

Die Leute aber zuckten die Achseln und meinten, daß die Gräfin Grode-Dlessen eine abenteuerliche Person sein müsse. Ihrem Mann sei sie durchgegangen — und nun gar aus dem Hause ihres Schwagers verschwunden.

In Berlin soll sie sich aufhalten — allein in Berlin — und schriftstellern, sagen die Leute. —

Verirrt.

Skizze von Elise Kraft.

Sie waren beide ganz allein im Coupé des Vorortzuges an dem schönen, sonnigen Septembernachmittag. Er streifte die Handhülle von den Fingern und lächelte über ihre glänzenden, frohen Blicke, mit denen sie jede seiner Bewegungen verfolgte.

„Schade — wir hätten früher fahren müssen“, sagte er langsam. „Deine dumme Schule verkürzt uns die schönsten Abschiedsstunden.“

Sie legte den Kopf an seine Schulter. Ihr feines, schmales Antlitz überzog tiefe Gluth.

„Und doch hast du sie lieb, die arme Lehrerin“, sagte sie weich. „Ja — Walter — hast du sie lieb?“

Er zog mit einem Rud ihren Kopf noch näher zu sich heran.

„Wenn Du sie ebenso verabscheust wie mich —“ Sie schüttelte bästig den Kopf.

„Nicht von der Schule reden jetzt, nicht von den Kindern. Heute möcht' ich noch mal die ganze Welt vergessen, das ganze trostlose lange Jahr, das morgen für mich beginnt. Und Du fährst wirklich morgen mit dem Frühzuge, Walter?“

Er nickte nur und küßte ihre Augen. Und als er fühlte, daß sie nach waren, zog er den leichten Mädchenkörper auf seine Kniee und legte den Mund an ihr Ohr.

„Mein Jahr wirst Du meine Braut, Annemarie, über's Jahr lachen mit uns alle beide über das heutige Trennungswes aus. Und den' doch mal — die vielen Briefe, die hinüber und herüber flattern werden!“

„Aber das große, große Wasser, das uns trennt! Du, ich fürcht' mich so! Ich glaube, die Tage werden mir sein wie Jahre ohne Dich!“

Er lächelte schon wieder.

„Noch haben wir uns ja! Ich bin ja noch nicht fort, Annemarie. Und glücklich werden wir heut sein — glücklich! — Ja, wollen wir das?“

Sie nickte und glitt plötzlich von seinen Knieen herab. Mit beiden Händen strich sie sich das blonde Haar aus der Stirn, blickte verträumt durch das Fenster in die blaue, warme Septemberluft und auf die am Fuße vorüberfliegenden Wiesen und Dörfer.

„Heißt ist mir! Ich wünschte, wir wären erst wieder draußen. Sind wir nicht bald da, Walter?“

Er stand gleichfalls von seinem Sitze auf. Ganz leise und vorsichtig küßte er sie auf die zitternden Radenhaare, unter denen der Krage des hellen Sommerkleides ein Stückchen weißer Haut frei lag.

Da lächelte sie und warf sich mit einem Jubelschrei in seine Arme.

„Ja — ich hab' Dich noch, und so — sieh mal, so fest halt' ich Dich“, sagte sie, seinen Kopf ganz tief zu sich herabziehend.

Als sie von dem kleinen Bahnsteig des Vorortes, der Endstation des Juges war, hinunterstiegen und vor sich den Wald mit seinen dunklen Bäumen und den blauen, sonnendurchflutheten See liegen sahen, faltete Annemarie unwillkürlich die Hände.

„Ich möchte immerzu beten, Walter, und weis doch nicht, was ich sagen soll.“

Er streichelte ihre Hände, doch sah er sie nicht an. Auf dem weichen, moosigen Grunde des Waldes wurden seine Schritte immer langsamer. Und plötzlich blieb er mitten in dem dichten, heimlichen Tannengebüsch stehen und rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu sich heran.

„Lache doch, Mädchen, lach' und küsse mich, Annemarie! Aber nicht so fromm, nicht so schrecklich pädagogenhaft mußt Du heute sein! Bist doch sonst so jung — so froh — so wild —“ Annemarie.

Sie ließ sich von ihm küssen und ließ sich von ihm ins Moos ziehen. Aber sie sprach kein Wort bei seinem Sturm. Ihre Finger rissen das grüne Kraut aus der Erde, und ihre Augen sahen über ihr hinweg in die zitternden Sonnenlichter zwischen den Bäumen hinein. Und dann, als sie atemlos wieder auf den Füßen stand, ließ sie halb lachend, halb weinend von ihm fort!

In dem Waldrestaurant, das sich beide zum Ziel ihrer Wanderung genommen, saßen sie dicht nebeneinander und tranken sich gegenseitig die Gläser aus.

Er hatte trotz ihres Sträubens Wein kommen lassen, und beide vermieden mit ängstlicher Scheu vor morgenden Abschied und von dem langen Trennungsjahr, das vor ihnen lag, zu sprechen.

Ueber die Bäume legte sich bereits der Abendhimmel.

Und da zuckten plötzlich die Mädchenlippen, als die Sonne am Walde herniedersank.

„Ich dachte, heute würde sie nicht untergehen, Walter!“

Sie setzte sich den Hut auf und blickte unsicher in die grüne Dämmerung vor sich.

„Findest Du auch den Weg zurück, Walter? Meinst Du nicht, daß es ganz dunkel werden kann?“

Er lächelte übermüthig auf.

„Nein, Lieb! Ganz dunkel kann es für uns niemals mehr werden.“

Danbar schmiegte sie sich gegen seinen Arm, als sie weiter schritten.

Ah und zu drang ein Vogelruf durch die Stille oder ein paar Käter umschwirren das junge Paar. Sonst war es ganz still und einsam im Walde.

Da tauchte vor ihnen eine Lichtung auf, über der der Mond stand. Sie ließ seinen Arm los.

„Hier sind wir aber dorthin nicht vorbeigekommen, Walter!“

Er zuckte gleichmüthig die Schultern.

„Alle Wege führen nach Rom! Fürchtest Du Dich etwa, kleine Lehrerin?“

„Nein, Walter. So lange Du bei mir bist, fürchte ich mich nicht. Aber wenn wir uns nun verlassen haben?“

Er lächelte und zog ihren Arm wieder in den seinen.

„Mein Zug fährt ja erst morgen früh, wenn Deine Schule beginnt! Denk mal an, Schatz, wie viel Zeit wir bis dahin noch haben.“

Sie ging mit tiefem gesenktem Kopf. „Daß Du doch, scherzen kannst, Walter! Und mir ist plötzlich so bange — so schrecklich bange zu Muthe.“

Beide schwiegen eine ganze Weile und verfolgten den breiten Waldweg, der von der Lichtung durch die Bäume

führte.

„Siehst Du, dort hinten ist der Bahnhof, Annemarie“, sagte er, indem er auf ein einfaches Licht in der Ferne deutete.

Sie athmete erleichtert auf. Und als er sie gütlich und leise küßte, sagte sie plötzlich mit neu erwachendem Uebermuth: „Weißt Du was? Jetzt thut es mir ordentlich leid, daß wir uns nicht verlassen haben, Walter.“

Und das Licht kam näher, immer näher. Und als das Licht dicht vor ihnen war und sich als das helle Fenster eines Forsthauses entpuppte, wunderte sie sich nicht einmal.

Nun kann der Bahnhof ja auch nicht mehr weit sein“, sagte sie zuversichtlich. Er antwortete nicht und zog sie durch eine kleine Holzhür in den Garten hinein, der vor dem Hause lag.

Der Mond ließ deutlich jedes Bläthen erkennen. Ihr ward so wirr, so unbeschreiblich traumhaft zu Muthe. Schweigend blieb sie neben ihm stehen, als er im Forsthaus nach dem Weg zum Bahnhof fragte.

Die alte Frau, die ihnen entgegengetreten war, schlug erschreckt die Hände zusammen.

„Heute noch?“ fragte sie ungläubig. In einer Stunde ginge der letzte Zug, und zwei Stunden Weges brauchte man allein, um nach dem Bahnhof zu gelangen.

Annemarie wich ängstlich bis zur Thür zurück.

„Aber wie wollen wir denn da noch nach Berlin kommen, Walter?“

Er blieb ganz ruhig.

„Haben Sie keinen Wagen, Frau Försterin?“

Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Mein Sohn ist über Land gefahren. Aber wenn die Herrschaften ein Zimmerchen wollen, oben die Gaststube — wenn sie man auch klein ist.“

Annemarie nahm Walters Arm.

„Nein, nein, das geht doch nicht“, sagte sie hastig.

Er hielt ihre Finger fest und strich mit rascher Bewegung über ihr heißes Gesicht.

„Sei doch nicht töricht, Schatz“, sagte er weich. „Wir können doch nicht im Walde umherlaufen. Also — wenn Sie uns das Zimmer abtreten wollten, Frau Försterin?“

Sie nickte eifrig, und rief in die Küche hinein nach einer Magd.

Annemarie aber stand ganz regungslos neben Walter. Ein köstlich berauschendes Gefühl kam über sie. Und sie mußte plötzlich lächeln, wenn sie an die kleine, pflichterfüllte Lehrerin dachte, die allmorgentlich fünfzig Schulkinder belehrte und zurechtwies.

Und oben in der kleinen Giebelstube, in deren offene Fenster die Lindenäzweige hineinsehen konnten, lächelte sie immer noch.

Die alte Frau blieb noch einen Augenblick zögernd an der Thür stehen, ehe sie die Treppe wieder hinunterstiegt.

„Ganz frische Kuhmilch könnte die junge Frau bekommen“, meinte sie freundlich.

Querst hörte Annemarie das nicht. Erst als die alte Frau verschwunden war, dachte sie daran. Und da machte sie sich plötzlich aus Walters Armen los, der neben ihr am offenen Fenster lehnte, und wollte noch ein Glas von dieser köstlichen frischen Milch haben. Die Lippen brannten ihr doch so.

Er sah ihr lächelnd nach, wie sie die Treppe hinunterlief.

„Ich bringe Dir auch eins mit“, rief sie, indem sie sich noch einmal nach ihm umwandte.

Die alte Frau war aber nicht mehr zu sehen. Und hinter der Küchenthür drang es wie das Wimmern eines tranken Thieres heror.

„Gehst du armer, kleiner, angeschöpfer Jagdhund“, mußte Annemarie unwillkürlich denken.

Sie klopfte und trat, immer noch mit dem traumhaften, wonnigen Gefühl im Herzen in den tühlen, großen Kochraum.

Rothe, mit Sand bestreute Steinfliesen am Boden, auf denen der Widerschein eines verglimmenden Herdfeuers glühte.

Und dicht an den Kacheln des altfranzösischen Ofens sah eine Magd und hielt ein Bündel im Arm, aus dem ab und zu ein matter Wimmerton hervorbrang.

Sie blidte kaum auf, als das junge Mädchen eintrat. Mit müdem, tiefeuleugtem Oberkörper summten ihre Lippen eine monotone Melodie vor sich hin, die sich mehr und mehr in dumpfes Murmeln verlor.

Annemarie trat langsam näher.

„Nein, das war kein armer, kleiner, angeschöpfer Jagdhund. Das war ein Kind, ein tranktes, elendes Geschöpfchen.“

Annemarie hielt sich mit beiden Händen an einer hölzernen Stuhllehne fest, als sie die starren, weitgeöffneten Kinderaugen sah.

„Entschuldigen Sie“, stammelte sie, „ich hab's wohl aufgeweckt, das Kleine.“

Die Magd schüttelte den Kopf.

„Es schläft fast jarnich mehr“, sagte sie ruhig.

„Ist — ist das dem Herrn Förster sein Kind?“ fragte Annemarie mittheilend.

Die Magd schüttelte wieder den Kopf.

„Ne — der Batter is all weg. Nie wieder is er gekommen. Nie sehn hat er's. Nu jehört's mich alleen.“

Annemarie rührte sich nicht. Ihre Augen verloren das heiße Klammern, und hinter ihrer Stirn wurde es wieder ganz still und klar.

„Aber der Doktor muß doch helfen können“, meinte die junge Lehrerin mittheilend.

„Ne — es macht nicht mehr lange“, erwiderte die Andere, während es wie ein trodenes Schluchzen durch ihre Stimme ging. Und dann nickte sie, wie zu sich selber sprechend, mit dem Kopf.

„Ja, ja... der Herr Förster und seine Mutter soll's der liebe Gott segnen, daß ich habe bleiben dürfen mit's Kind. Sonst wär' ich in'n Mühlbach jejangen.“

Ueber Annemaries Körper lief ein Zittern. Beide Hände hielt sie plötzlich über die Augen, gerade, als hätte sie soeben etwas Gräßliches, etwas ganz Fürchterliches gesehen. Und als ihre Finger endlich wieder herabsankten, beugte sie sich nieder und strich dem kranken Kinde vorsichtig über das nachschweißende, faltige Gesichtchen.

Die Magd verfolgte jede ihrer Bewegungen mit mißtrauischen Blicken. Schweigend deutete sie nach einer Thür, als Annemarie mit tonloser Stimme nach der alten Förstersfrau fragte.

„Als Annemarie die Thür geöffnet hatte und am Tisch beim Lammeneck die alte Frau erkannte, zitterten ihre Kniee. Mit geklemmtem Haupte trat sie mitten in die Helle.“

„Großmutter“, sagte sie nur, „darf ich nicht bei Ihnen bleiben diese eine Nacht?“

Die alte Frau schob die Bibel, die vor ihr lag, zurück und sah lange in das blaße, junge Gesicht.

„Und Ihr Mann? Ist er in der kleinen Gaststube geblieben?“

Annemarie schloffen die Thränen in die Augen.

„Ich — ich bin nicht seine Frau“, stammelte sie, die Finger vor das Antlitz legend. „Wir — wir haben uns vertriebt, mein — Bräutigam und ich.“

Da erhob sich des Försters Mutter. In rührender Wildhe hastigten ihre Blicke an der beugten Mädchengehalt.

„Ja, ja, in unserm Walde lebt der alte Herrgott noch“, sagte sie leise. „Da findet man schon wieder den rechten Weg.“

Annemarie hob den Kopf. Und als sie die ausgestreckte Hand der alten Frau sah, mußte sie sich plötzlich herniederlegen und die weichen Finger an die Lippen pressen.

„Ich — ich wünschte, meine Mutter lebte noch“, schluchzte sie haltlos.

Wie ein müdes Kind ließ sie sich in das große, mit buntemwürfelten Kissen gefüllte Bett einnesteln.

Als die alte Frau sich noch einmal forschend über die Kissen neigte, war Annemarie schon mit gefalteten Händen und einem schönen Rädeln um die Lippen tief und fest eingeschlafen.

— Ein verständiger Amerikaner über Berlin. — Herr Benjamin F. Blossom, der Vice-Präsident der „Central-Nationalbank“ in Peoria, ein geschickter und gebildeter Mann, nicht etwa ein auf den Klang deutscher Stimmen ausgehender Politiker, hat sich in der deutschen Reichshauptstadt genau umgesehen und erklärt bei seiner Heimkehr Folgendes: „Berlin ist unbedingt die erste Kulturstadt der Welt, das Centrum für Kunst und Wissenschaft. Die Sauberkeit der Straßen, die Schönheit der Bauten, die herrlichen kunstvollen Anlagen der Siegesallee, die Villen — Vorstädte, von denen Charlottenburg 400,000 Einwohner zählt, machen auf den Fremden einen überwältigenden Eindruck. Zu diesem Bilde passen aber auch die vielen intelligenten Menschen: Studenten, Künstler, seine Militärs, Staatsmänner, Gelehrte und gebildete Kaufleute, denen man überall begegnet. Von dem Treiben in den Cafés kann sich ein Amerikaner gar keinen Begriff machen. Beim Glase Bier sitzen die Herrschaften in den elegant ausgeschmückten Lokalen und unterhalten sich über alle möglichen Dinge. Man liest ihnen die Lebensfreude von den Gesichtern. Dabei vergessen aber die Berliner das Geschäft nicht, denn Berlin ist eine ganz bedeutende Industrie- und Handelsstadt, die mit ihren Vorstädten wohl 2,400,000 Einwohner zählt. Ich bekam durch einen glücklichen Zufall auch den deutschen Kaiser zu sehen, der den Eindruck eines lebenswichtigen, offenen, schönen Mannes macht, welcher sich in der ungezwungensten Weise benimmt. Er machte auf mich einen ganz anderen Eindruck als den, welchen alberne Schilderungen in amerikanischen Blättern über ihn als „Bar Lord“ verbreiten. Auch unseren gezeierten Gefandten Wbite besuchte ich, der die Ber. Staaten so würdig am Berliner Hofe vertritt. Er stand gerade im Bezirke, seine Urlaubsreise nach Amerika anzutreten. Meine Berliner Eindrücke werden mit unvergänglich bleiben.“

Schattenseite. Frau A.: „Ich wollte nur meinen Glückwunsch aussprechen, ich las in der Zeitung, daß Ihr Herr Gemahl für herborotagende Thätigkeit im Gemeinwesen zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine silber